

Folgendes Kapitel wurde für das Buch *Die Kunst der Genügsamkeit* geschrieben, fiel aber aus Platzgründen heraus. Von der Thematik gehört es zwischen *Besser leben mit Selbstbeherrschung* und *Genießen lernen*.

Gerecht leben

„Es ist nicht möglich, lustvoll zu leben, ohne einsichtsvoll, anständig und gerecht zu leben, aber auch nicht einsichtsvoll, anständig und gerecht, ohne lustvoll zu leben.“

Epikur (um 341 – 270 v. Chr.)

Der Mensch ist, wie schon Aristoteles sagt, ein soziales Wesen. Soziale Gemeinschaften aber können nur funktionieren, wenn das Wohl des einzelnen gewissen Einschränkungen unterliegt, um das Wohl aller zu fördern. Selbst die Einzelgänger und Eigenbrötler unter uns, die Kontakte eher meiden, leben in der Gesellschaft und nutzen ihre Vorteile. Asketen, die so radikal ausgestiegen sind, dass sie wirklich keinen Kontakt mehr mit irgendeinem anderen Menschen haben und keine Güter nutzen, die jemand anders produziert hat, sind extrem selten. Aber schon die Zweisamkeit kann nicht ohne Mäßigung funktionieren. Zugegeben, um Bestand zu haben, muss eine Gesellschaft nicht gerecht sein. Eine Ehe z.B., in der sich ein Partner keine Mäßigung auferlegt und der andere das duldet, kann durchaus funktionieren. Das hat die Vergangenheit gezeigt. Heute dagegen geht sie in der Regel relativ schnell in die Brüche, weil es nicht mehr die Zwangsmittel der vergangenen Jahrhunderte gibt, um den unterdrückten Partner bei der Stange zu halten. Ebenso funktionieren Diktaturen oft über erschreckend lange Zeit, wenn die Unmäßigen über genügend Zwangsmittel verfügen, ihre ungerechten Ansprüche zu verteidigen.

Freiwillig jedoch wird man nur in einer Gemeinschaft bleiben, in der man sich im Großen und Ganzen gerecht behandelt fühlt. Für die meisten Menschen ist Gerechtigkeit auch ein hohes Gut. Sie möchten nicht nur, dass ihnen selber Gerechtigkeit widerfährt, sondern auch in einer Gesellschaft leben, die insgesamt gerecht ist.

Gerechtigkeit jedoch hat wieder viel mit dem richtigen Maß zu tun. Es bedeutet, dass jeder seinen angemessenen, „rechten“ Anteil am Gesamtwohl hat. Für die griechischen Philosophen war Gerechtigkeit jedoch noch mehr als Mäßigung und Genügsamkeit. Sie war nicht eine von vier gleich berechtigten Kardinaltugenden, sondern die höchste davon. Als Dike bezeichneten die Griechen die Ordnung des Universums, einen perfekten Zustand, in dem alles richtig ist. Ein Dikaos ist einer, der diese Ordnung achtet. Dikaiosyne, Gerechtigkeit, aber ist das praktische Abwägen, ob eine Handlung diese Ordnung und Ausgewogenheit verletzt oder nicht. Hinter Gerechtigkeit steckt also viel mehr als die Frage, ob jeder ein gleich großes Stück vom Kuchen bekommt. Gerechtigkeit ist das Arbeiten

an einem Zustand, der so gut ist, dass niemand etwas daran ändern möchte.

„Wenn die Gerechtigkeit untergeht, so hat es keinen Wert mehr, dass Menschen leben auf Erden.“

Immanuel Kant (1724 – 1804)

Der Traum vom Übermenschen

Der Münsteraner Philosoph Josef Pieper bezeichnete die Gerechtigkeit als eine „schwere und distanzierte“ Tugend. Wahre Gerechtigkeit hänge nicht von Gefühlen ab, sondern ganz allein vom Verstand. Wer meint, er wäre aus Liebe, Großmut oder Nähe oder wegen anderer Emotionen gerecht, der verwechselt etwas. Gerechtigkeit ist nicht Gnade oder Geschenk, nichts wirklich Freiwilliges. Gerechtigkeit nennt Pieper den Preis für das soziale Miteinander. Wer zu einem Mitmenschen gerecht ist, der gibt ihm, was ihm zusteht, nicht mehr, nicht weniger. Er braucht ihn dafür nicht zu mögen und er erwirbt dadurch kein Recht auf das, was der andere tut und lässt, außer das eine: dass der andere sich ebenfalls an die Regeln der Gerechtigkeit hält.

Arthur Schopenhauer hat zu Beginn des 19. Jh. den Versuch unternommen, nicht den Verstand, sondern das Mitleid zur Triebfeder für gerechtes Handeln zu machen. Nur ein solcher starker Affekt könne gegen den Egoismus des menschlichen Handelns bestehen, meinte er. Doch dadurch wird Gerechtigkeit wieder zum Gnadenakt, die vom subjektiven Gefühl des einzelnen abhängt. Richtig ist natürlich, dass es immer besser ist, wenn jemand nicht nur vom Kopf her, sondern auch aus dem Gefühl heraus, gerecht handelt. Aber Gerechtigkeit darf nicht davon abhängen. Dann nämlich wird das ausgesetzte Hündchen gehätschelt, während man den scheinbaren Kindermörder ohne Federlesen lyncht.

Wert oder Leben

Nicht nur Menschen, sondern auch Ämter und Werte können durch Ungerechtigkeit verletzt werden. Menschlich und von der Warte des Mitleids aus betrachtet, ist es vielleicht verständlich, wenn ein Vertreter der Staatsgewalt, einem Kindesentführer Folter androht, um das Kind zu retten. Bleibt es bei der Drohung, wurde ja nicht einmal der Entführer geschädigt. Geschädigt wurde jedoch der Wert „Folterverbot“, geschädigt wurde die rechtliche Grundlage, auf die der Staat aufgebaut ist, das Vertrauen in seine Ausführungsorgane. Ein Staat, der eine solche scheinbar harmlose und verständliche Drohung zulässt, lässt auch zu, dass ihm jeder in Zukunft vorwerfen kann: „Ihr erzwingt ja auch mit körperlicher Grausamkeit, was ihr gerne hättet.“ Man braucht einen Menschen, dem eine solche Drohung in einer Extremsituation unterläuft, nicht menschlich verdammen, aber weiterhin als Amtsträger dulden kann man ihn nicht. Ein Wert kann tatsächlich mehr wiegen als ein Menschenleben – und erst recht als eine Karriere.

Während Tugenden wie Tapferkeit und Weisheit irgendwie sexy sein können, kommen Gerechtigkeit und Genügsamkeit schrecklich nüchtern daher. Das Maßlose lässt sich besser verkaufen, der Traum, alles bekommen zu können und sich durch keine Grenzen aufhalten zu lassen. Friedrich Nietzsche hat diesem Traum nahezu sein ganzes Werk gewidmet. Er liest sich faszinierend, aber er funktioniert nicht. Mit dem Problem hat sich auch schon Platon im Dialog „Gorgias“ befasst. Dort fordert ein gewisser Kallikles: „Wer richtig leben will, muss seine Begierden so groß wie möglich werden lassen, ohne ihnen einen Zügel anzulegen; sind sie aber so groß wie möglich, so muss er imstande sein, ihnen mit Tapferkeit und Klugheit zu dienen und alles, wonach sich die Begierde regt, zur Stelle schaffen.“ Die Masse aber, die das nicht könne, meint Kallikles, schaffe Gesetze, um die Großen und Starken damit untertan zu machen und lobe die Mäßigung wegen ihrer eigenen Feigheit.

Kallikles gerät jedoch an Sokrates und der führt ihn solange mit spitzfindigen Fragen aufs Glatteis, bis zwei Dinge klar werden: Zum einen gibt es Bereiche, in denen Kallikles Regeln sehr wohl für nötig hält, zum anderen kann er nicht wirklich sagen, durch welche „Größe“ und „Stärke“ sich ein „Übermensch“ auszeichnet. Denn, wenn die angeblich Schwachen, es durch Gesetze (oder sonstige Mittel) schaffen, ihn nieder zu halten, dann ist er eben nicht der Größte. Nach der Argumentation der „Immoralisten“, wie Leute wie Kallikles und Nietzsche genannt werden, hätte Hitler sehr wohl das Recht gehabt, Europa zwölf Jahre lang eine grausame Diktatur aufzudrücken. Sein Erfolg wäre seine Legitimation gewesen. Genau dasselbe Recht aber hätten die Alliierten gehabt, das Regime zu vernichten. Ja, sie hätten alle Deutschen ausrotten und jede erdenkliche Grausamkeit begehen können, und wären allein dadurch gerechtfertigt, dass sie das Potential dazu hatten. An diesem Punkt ziehen die Vertreter des Immoralismus dann meist den Schwanz ein. Denn wenn es keine Regeln gibt, die dem einzelnen „Übermenschen“ Schranken setzen, dann ist auch nicht einzusehen, warum es seinen Gegnern verboten sein sollte, sich zusammenzutun und ihn zu vernichten. Nietzsche geißelte die spießbürgerlich-christliche Moral seiner Zeit als „Sklavenmoral“, mit der die Schwachen und Feigen das Große und Starke unterdrücken würden. Aber allein, dass die spießbürgerliche Moral herrschte, zeigte eben, dass sie stärker war als das unkonventionell-unchristliche Individuum Friedrich Nietzsche. Die Versuche der Immoralisten trotzdem eine nichtmoralische Größe zu konstruieren, bleiben wenig überzeugend. Nietzsche prangerte an, dass alle Philosophen vor ihm nur geredet, nicht gehandelt hätten, und blieb doch selber Schreibtischtäter. Die Nazis aber sahen es nicht als Widerspruch an, dass sich ihre angeblich so starke Herrenrasse, durch ein Prozent jüdische Bevölkerung, ja sogar durch Säuglinge, existenziell bedroht fühlte. Die einzige Rechtfertigung, die es wirklich für ungezügelt Immoralismus geben kann, ist „Ich kann das. Keiner hindert mich.“ Lässt eine Gesellschaft das jedoch nicht zu, dann ist der Immoralismus tot.

Zurück bleiben die „moralischen Trittbrettfahrer“, Leute, die zwar davon profitieren, dass andere sich an die Gesetze der Gerechtigkeit halten, sich selber aber nicht darum scheren – jedenfalls dann nicht, wenn sie meinen, ungestraft damit davon zu kommen.

Damit aber wäre man wieder am Ausgangspunkt angekommen: Mäßigung und Gerechtigkeit sind nicht sexy, aber sie sind der notwendige Preis für eine funktionierende Gemeinschaft. Der einzige Weg, der daran vorbei führt, ist der, zum „moralischen Trittbrettfahrer“, sprich Asozialen, zu werden, und zu hoffen, dass man damit durchkommt. Über die Berechtigung solcher „Trittbrettfahrerei“ aber wird niemand diskutieren wollen. Man wird versuchen, sie zu verhindern, wo es geht, und fertig.

Summe der Tugenden

Für die antiken Philosophen brauchte es die drei anderen Kardinaltugenden, um Gerechtigkeit zu verwirklichen. Der Kopf muss klug sein, um zu erkennen, was gerecht ist. Der Bauch, also die Triebe, müssen genügsam sein, um auch den anderen Güter und Freiheiten zu lassen. Das Herz aber muss tapfer sein, um Gerechtigkeit gegen die Ungerechten und Trittbrettfahrer durchzusetzen.

Eine Kultur, die die nüchterne Gerechtigkeit ähnlich komplex sieht und überaus hoch hält, ist das Judentum. Dort gibt es kein höheres Lob, als jemanden einen „Gerechten“ zu nennen. Ein Gerechter ist ein Guter schlechthin. In der Bibel kommt das Wort Gerechtigkeit über 800 Mal vor.

„Wer die Grenzen des Lebens erkannt hat, weiß, dass leicht zu beschaffen ist, was das schmerzende Gefühl des Mangels aufhebt und das gesamte Leben vollkommen werden lässt. Also bedarf es keiner Verhältnisse, die Konkurrenzkämpfe in sich bergen.“

Epikur (um 341 – 270 v. Chr.)

Die Diktatur der Philosophen

Das komplexe Problem „Gerechtigkeit“ scheint vielleicht nur noch am Rande mit der Genügsamkeit zu tun zu haben. Aber bei genauerem Hinsehen stimmt das nicht. Gerechtigkeit ist die wahre Bewährungsprobe der Genügsamkeit. In ihren eigenen Angelegenheiten können viele die Tugenden verwirklichen, meinte Aristoteles, gerecht aber wäre erst, wer sie „auch gegen andere ausüben kann und nicht nur bloß für sich selbst.“ Einen Ungerechten nennt er habsüchtig, denn dieser wolle mehr Güter und weniger Übel haben, als ihm zuständen.

Ob ein einzelner zu viel isst, zu viel vor der Glotze hängt oder dem Kaufrausch huldigt, ist ein relativ kleines Problem. Das sind persönliche Dummheiten, die außer dem Unmäßigen selber höchstens noch die nächste Umgebung treffen. Ungerechtigkeit jedoch ist Unmäßigkeit, die andere, ja teilweise die ganze Gesellschaft betrifft.

Und hier liegt die Wurzel aller schwerwiegenden Probleme. Sogar die private Unmäßigkeit ist oft nur eine Kompensation dafür, dass man sich irgendwie ungerecht behandelt fühlt. Das Fernsehen soll über den schwer zu ertragenden Arbeitsalltag hinweghelfen, die schönen Kleider zu der Achtung führen, die vielleicht der persönlichen Leistung versagt bleibt.

Das Gefühl, ungerecht behandelt zu werden, aber ist heftiger, sozialer Sprengsatz. Wer das Gefühl hat, keinen Platz in einer Gemeinschaft zu haben, keine Sicherheit, keine Achtung von Seiten der anderen, keine Chance, sich zu verwirklichen und keine Hoffnung auf Besserung, der schlägt oft blindwütig und ohne Rücksicht auf Verluste gegen diese Gemeinschaft zu. Das beginnt beim Familienvater, der seine ganze Familie auslöscht, weil seine Frau einen anderen hat, und reicht bis zum internationalen Terrorismus. Objektiv gesehen, würden wir wahrscheinlich weder dem Familienvater, der seine Kinder erschießt, noch den Todespiloten von New York, bescheinigen, dass sie tatsächlich in größerem Umfang ungerecht behandelt worden sind. Ja, möglicherweise würden wir bei genauer Betrachtung ihrer Vorgeschichte sogar zu der Überzeugung kommen, dass sie schon da viel ungerechter handelten als die, von denen sie sich zurückgesetzt fühlten. Doch das ändert nichts. Für den einzelnen Menschen wird immer sein subjektives Gefühl zählen.

Damit sind wir wieder beim Elitendenken der alten Griechen angelangt. Menschen, die Distanz zu sich selbst haben und ihre eigene Situation vernünftig und unvoreingenommen beurteilen können, sind Philosophen, die anderen „Masse“. Das Problem ist, dass die „Masse“, wie der Name schon sagt, viel größer zu sein scheint als die kleine Elite der Philosophen. Jahrhundertlang glaubte man deshalb, dass die „Elite“ die „Masse“ fest im Griff haben müsse. Platon entwarf in seinem Hauptwerk „Politeia“, das bestimmt viele wichtige Gedanken für die europäische Philosophiegeschichte enthält, auch ein ziemlich erschreckendes, totalitäres Staatsgebilde, das er jedoch für ideal hielt. Nicht anders steht es um alle späteren Gesellschaftsutopien wie Thomas Morus „Utopia“, Tommaso Campanellas „Sonnenstaat“ oder Francis Bacons „Neu-Atlantis“. Alle Ideale über den richtigen Umgang der Menschen untereinander wurden da über Bord geworfen, um die gefährliche, unvernünftige „Masse“ im Griff zu behalten. Thomas Hobbes hatte dann zwar nicht mehr die Regelwut bis zum Kinderkriegen der Utopisten, aber auch er meinte, einen absolut regierenden, starken Herrscher an die Spitze des Staates stellen zu müssen. Ansonsten, so fürchtete er, würden die Menschen wie wilde Tiere übereinander herfallen. Wer Mitleid und Nächstenliebe empfinde, der werde zwangsläufig Opfer. Sicherheit sei nur durch Stärke zu erreichen.

„Zerstörerische Dinge: Politik ohne Grundsätze, Vergnügen ohne Gewinn, Reichtum ohne Arbeit, Wissen ohne Charakter, Geschäft

ohne Moral, Wissenschaft ohne Menschlichkeit, Verehrung ohne Opfer“

Mahatma Gandhi (1869 – 1948)

Die offene Gesellschaft

Erst im 18. Jahrhundert, als man den Absolutismus persönlich erlebte, kam man langsam zu der Erkenntnis, dass eine möglichst starke Staatsführung nicht die Lösung des Problems darstellt. Jean-Jacques Rousseau war es, der den Tiermythos eines Thomas Hobbes entlarvte. Er zog neue naturwissenschaftliche Forschungen über die Schimpansen heran, um zu zeigen, dass bei Tierherden mitnichten alles auf Macht und Gewalt beruht, sondern die Mitglieder des Rudels ihre Stellung und ihre Sicherheit auch aus ihrem Nutzen für das Wohl der Herde bezögen. Nicht Tiere, hielt Rousseau seinen Zeitgenossen vor, sondern nur moralisch verkommene Menschen, würden sich ausschließlich um sich selbst kümmern. In der Natur dagegen würden sich eine angemessene Sorge für sich selbst und die Sorge um das Wohl anderer nicht ausschließen. Erst das typisch menschliche „erbarmungslose Bedürfnis nach Sicherheit auf Kosten anderer“ mache aus Fremden Feinde und Sorge für grausame Kriege und ungerechte, tyrannische Sozialstrukturen.

Rousseau war der Meinung, dass mit der Anerkennung von Privateigentum eine Fehlentwicklung hin zu einer immer ungerechteren Gesellschaft geführt habe. Die natürlichen Ungleichheiten zwischen den Menschen seien nicht so groß gewesen, dass man nicht hätte damit umgehen können, die künstlich gewachsenen aber wären gefährlich. Rousseau wollte das private Eigentum nicht abschaffen. Er war durchaus der Meinung, dass der Mensch die Freiheit haben müsse, etwas zu leisten und dafür auch belohnt zu werden. Aber die Anerkennung des Privateigentums sei nicht mit Mäßigung einhergegangen. In einer gerechten Gesellschaft dürfe niemand so reich sein, dass er andere kaufen könne, und niemand so arm, dass er gezwungen sei, sich kaufen zu lassen. Rousseau sah eine Fehlentwicklung, die dringend korrigiert werden müsse. Der Ausweg sei kein Staat der Eliten, sondern die Einigung aller auf eine gerechte Gesellschaft – allerdings inklusive einer Staatsgewalt, die die Einhaltung der Regeln auch durchsetzt. Einer der wichtigsten Vertreter der modernen, politischen Philosophie war der Amerikaner John Rawls. Er forderte, dass sich nicht nur der Bürger bei der Reklamation seiner Freiheitsrechte, sondern auch der Staat bei dessen Beschränkung mäßigen müsse. Obwohl es Terroristen gibt, darf nicht jeder Bürger wie ein potentieller Terrorist behandelt werden, und ebenso unangemessen wäre es, wegen tödlicher Verkehrsunfälle Autos grundsätzlich zu verbieten. Die Freiheit des einzelnen, sagt Rawls, dürfe nur um der Freiheit anderer willen eingeschränkt werden, niemals aber wegen sozialen oder ökonomischen Vorteilen. Ungleichheiten aber seien nur tolerierbar, wenn sich dadurch für alle eine bessere Situation ergebe als bei völliger Gleichheit.

„Eine Praxis ist dann gerecht“, schreibt Rawls. „wenn sie den Prinzipien entspricht, von denen man vernünftigerweise erwarten kann, dass alle daran Beteiligten sie einander vorschlagen oder anerkennen, sofern sie sich in gleichen Umständen befinden und im Voraus eine feste Verpflichtung eingehen sollen, ohne zu wissen, in welcher besonderen Lage sie sich befinden werden.“ Man stelle sich also vor, die Gesellschaft wäre ein Spiel, in dem man noch nicht wüsste, welche Rolle man zugewiesen bekommt: die eines reichen Fabrikbesitzer, die eines Behinderten oder eines Asylbewerbers. Wüsste man, dass man Fabrikbesitzer wird, würde man natürlich für mehr Chancen und Freiheiten plädieren, als Kranker für mehr Schutz und Gleichheit. Gerecht aber, sagt Rawls, seien die Regeln, die man „a priori“ festsetzen würde. Im Endeffekt geht es um eine gute Balance zwischen beiden Prinzipien.

Die Gesellschaft aber ist kein Spiel und Regeln werden nicht im Voraus festgelegt. Wie kommt man dann zu einem gerechten Zustand? Karl Popper hat das Modell der offenen Gesellschaft entworfen. Schrittweise müsse eine pluralistische Gesellschaft aufgebaut werden, die den Menschen soviel persönliche Freiheiten lässt, dass die überwiegende Mehrheit sich gerne mit dieser Gemeinschaft identifiziert und ihre Werte verteidigt. Nur eine solche Gesellschaft, wäre stabil genug, Krisen und eine schlechte Führung zu bewältigen.

Wikipedia

Ein gutes Beispiel für ein offenes System ist die freie Enzyklopädie Wikipedia. Unter de.wikipedia.org findet man im Internet inzwischen Millionen von Artikeln zu allen möglichen Wissensgebieten. Ein Großteil davon ist umfangreicher und aktueller als alles, was kommerzielle Lexika und Datenbanken bieten. Jeder, der möchte, kann Artikel schreiben und verbessern. Natürlich hat Wikipedia auch Schwächen. Zu manchen Dingen gibt es keine Artikel, andere sind sehr kurz und manche auch schlecht. Es kann sogar passieren, dass Rechtsradikale, Sekten oder andere Interessensgruppen versuchen, Einfluss zu nehmen. Doch das Interesse der Nutzer an dieser phantastischen Enzyklopädie ist so groß, dass sowohl Sabotageversuche wie Fehler in der Regel sehr schnell unterbunden werden. Ähnlich muss man sich auch Poppers offene Gesellschaft vorstellen. Wenn der Einsatz der aktiven Mitarbeiter an einer gerechten Gesellschaft nur groß genug ist, dann werden ihre Schwächen ausgeglichen. Doch damit die Zustimmung so groß ist, muss jeder einen möglichst großen Nutzen davon und Spielraum zur Selbstverwirklichung haben.

Der griechische Gesetzgeber Solon meinte, Gerechtigkeit sei in einer Gemeinschaft dann verwirklicht, wenn ein Verbrecher von allen, denen er nicht geschadet hat, ebenso angeklagt und verurteilt wird wie von einem, dem er geschadet hat.

„Willst du dich selber erkennen, so sieh‘ wie die anderen es treiben;
willst du die anderen verstehn, blick‘ in dein eigenes Herz!“

Friedrich Schiller (1759 – 1804)

Eine große Verantwortung

Was aber ist gerecht? Vor 2500 Jahren prägte Konfuzius die eingängige Formel „Das ist die gegenseitige Rücksichtnahme. Was man mir nicht antun soll, will ich auch anderen Menschen nicht zufügen.“

Das klingt einfach. In der Praxis, aber ist es oft nicht leicht, gerecht zu sein. Das liegt nicht nur daran, dass Gerechtigkeit eine so nüchterne, aber ungeheuer komplexe Sache ist. Es zeigt sich auch immer wieder, dass es tatsächlich nicht leicht ist, für sich dieselben Maßstäbe gelten zu lassen wie für die anderen – selbst wenn man das eigentlich möchte.

Ein simples Beispiel aus der Psychologie: Die meisten Menschen merken nicht, wenn sie in einem Streit anfangen, zu schreien. Sie merken immer erst, wenn der andere laut wird und beschuldigen ihn, die Schärfe in die Diskussion gebracht zu haben.

Ein anderes Beispiel aus der Politik: Vor dem Ersten Weltkrieg vertraten Deutschland und Österreich die Position, Österreich müsse sich in die Balkanpolitik einmischen dürfen, weil ihm sonst Serbien an der Adria den wichtigen Seeweg zum Mittelmeer absperre. Dass sich aber auch Russland einmischte, wurde als aggressiver Akt gewertet und nicht als legitimes russisches Interesse an den Dardanellen, die für Russland ähnliche strategische Bedeutung hatten wie für Österreich die Adriaküste. Aus dieser Grundhaltung „Wir verteidigen unsere legitimen Interessen, aber die anderen wollen sich auf unsere Kosten Vorteile verschaffen“ resultierte letztlich der Erste Weltkrieg. Privat passiert uns leicht das Gleiche: „Ich werde mich wohl noch verteidigen dürfen“ sagen wir und „Stell du dich doch nicht so an.“ Wir fordern Vertrauen vom anderen und Sicherheiten für uns. Wir wollen Beweise und Garantien, sind aber gekränkt, wenn der anderen Seite unser Wort nicht genügt. Aristoteles prangerte an: „Man kann nicht verlangen, für sein schlechtes Verhalten nicht getadelt zu werden, und sich mit seinen Begierden entschuldigen, aber für sein gutes Verhalten gelobt werden wollen.“

Mahatma Gandhi sagte: „Wir sind uns nicht immer unserer wahren Bedürfnisse bewusst. Die meisten von uns vervielfachen ihre Wünsche über Gebühr und werden so, ohne sich dessen bewusst zu werden, zu Dieben.“

Wir aber denken gerne, dass wir ja nur die kleinen Leute sind, denen „die da oben“ das Leben schwer machen. Es ist erstaunlich, bis in welche soliden, gut bürgerlichen, abgesicherten Verhältnisse sich Menschen im Zweifelsfall als „kleine Leute“ sehen. Schon Seneca meinte, eigentlich schiele jeder neidisch auf „die da oben“, selbst die Fürsten noch auf die Götter. Wie viele sich dagegen „unter uns“ befinden und weniger Geld, Sicherheit und Chancen haben, gerät sehr

leicht aus dem Blickfeld. Aristoteles stellte fest: „Immer sind es die Schwächeren, die nach Recht und Gleichheit suchen, die Stärkeren aber kümmern sich nicht darum.“

Wie aber Gandhi richtig bemerkt, ist weltweit gesehen, die große Mehrheit in schwächerer Position als wir Europäer. Es stimmt natürlich, dass es nicht so einfach ist mit dem Teilen. Wie stellt man sicher, dass Hilfslieferungen in die Hände der Notleidenden kommen und nicht von korrupten Regierungen kassiert werden? Wie garantiert man, dass die Staatschefs sich um die Bevölkerung ihres Landes kümmern und nicht ihr Budget für Waffen ausgeben und die „Fütterung“ der Menschen der UN überlassen? Wie koordiniert man Hilfe überhaupt so, dass sie Hilfe ist? Viele engagierte Menschen in den armen Ländern sind extrem schlecht auf europäische „Hilfe“ zu sprechen, die oft mehr kaputt macht, als nutzt. Es ist in der Tat nicht einfach. Die Tsunami-Katastrophe im Dezember 2004 jedoch hat bewiesen, dass die Hilfsbereitschaft groß sein kann, wenn die Spender wissen, dass sie für einen echten Wiederaufbau verwendet wird und nicht in hoffnungslos erscheinende Situationen gepumpt.

Doch trotzdem bleibt die Tatsache: Weltweit gesehen, haben wir hier weit mehr, als unser „rechter“ Anteil ist. Ungerechte Verhältnisse aber sind Sprengstoff. Wenn wir in Zukunft von Rohstoffkriegen, Terror und Tyrannei verschont bleiben wollen, dann müssen sich die Verhältnisse hin zu einer globalen Gerechtigkeit entwickeln, zu einem System, das (fast) allen genügend Nutzen und Chancen zur Selbstverwirklichung bringt. Das wird nicht abgehen, ohne dass wir hier genügsamer werden.

Die Pflicht zur Verantwortung

Verantwortung ist bei den Philosophen ein hohes Prinzip. Sich davor zu drücken oder sich gar nicht dafür zu interessieren, welche Folgen die eigenen Taten haben können, ist unentschuldig. Man sinkt in ihren Augen dadurch zur „Masse“ herab, die unter Kontrolle gehalten werden muss wie kleine Kinder, die noch nicht wissen, was Verantwortung ist. Natürlich kann man nicht alle Folgen seiner Taten oder Unterlassungen ahnen, aber man muss sich wenigstens nach Kräften bemühen. Nachlässigkeit ist Schuld. Seine Vernunft nicht zu gebrauchen eine Absage an die Gemeinschaft. „Den Staat“ als eine Art über uns stehendes, autonomes Gebilde, das die Verantwortung trägt, gibt es bei den Philosophen nicht. Staat ist, was wir daraus machen.

Was im politischen gilt, gilt jedoch genauso im privaten. Selbst Liebe kann im Endeffekt nur gut funktionieren, wenn gerechte Verhältnisse herrschen. Auch in der Zweierbeziehung ist jemand, der sich ungerecht behandelt fühlt, Sprengsatz – es muss gar nicht der Familienvater mit der Flinte sein. Früher hatte man mehr Sinn für diese „vernünftige“ Seite der Beziehung, da Ehen und Familien oft Zweckgemeinschaften waren. Ein Adolph Knigge mahnte Eheleute noch zu weiser Vorsicht im Umgang miteinander. Denn wer so eng

miteinander lebe, gerate zwangsläufig in Gefahr, einander lästig zu fallen und Unrecht zu tun.

Heute wird Partnerschaft und Familie leicht ideologisiert. Als Reaktion auf die zu zweckmäßigen, oft unerträglichen Beziehungen hat man Vorstellungen von der idealen Liebe, der idealen Familie entwickelt – mit dem Ergebnis, dass man sich mit weniger oft nicht mehr zufrieden geben will. Wahrscheinlich scheitern mehr Ehen an enttäuschten Idealen, als an tatsächlichen Problemen. Probleme sind in der Regel lösbar, nicht aber Gefühle wie „Wenn er/sie mich wirklich lieben würde, würde er/sie doch...“.

Gerade wer diszipliniert arbeiten muss, lässt sich danach oft gehen. Es gibt Menschen, die sind im Büro die tollsten, verständnisvollsten Kollegen und haben immer ein Ohr für die Probleme anderer. Für die Familie zuhause reicht die Kraft dann nicht mehr. Da werden dann die Angehörigen gezwungen, etwas zurückzuzahlen, was sie selber gar nicht bekommen haben.

Meer statt Fessel

Sehr deutlich, aber doch poetisch spricht sich der libanesischer Dichter Khalil Gibran für die Mäßigung auch in privaten Beziehungen aus: „Lasst die Winde des Himmels zwischen euch tanzen“, mahnt er Ehepartner. „Liebt einander, aber macht die Liebe nicht zur Fessel. Lasst sie eher wie ein wogendes Meer zwischen den Ufern eurer Seele sein.“ Und den Eltern sagt er: „Eure Kinder sind nicht eure Kinder... Obwohl sie mit euch sind, gehören sie euch doch nicht... Ihr dürft ihren Körpern ein Haus geben, aber nicht ihren Seelen, denn ihre Seelen wohnen im Haus von morgen, das ihr nicht besuchen könnt.“

Es besteht immer die Gefahr, Gemeinschaften zu romantisch zu sehen. Natürlich soll in einer Familie Nähe und Liebe herrschen, natürlich ist es gut, wenn ein Clan zusammenhält, natürlich arbeitet sich in einer Firma, in der die Kollegen auch Freunde sind, besser, natürlich hat ein Dorf, in dem man sich untereinander kennt, seinen Wert. Aber die Regeln der Gerechtigkeit müssen auch ohne das funktionieren. Denn wenn die emotionalen Bindungen die Gerechtigkeit außer Kraft setzen, dann entstehen tyrannische Strukturen. Familien, in denen die Liebe als Erpressungsmittel genutzt wird, Clans mit Mafia-Strukturen, Dörfer, in denen jeder gemobbt wird, der anders ist. Gerechtigkeit aber ist ein zu hohes Gut, als dass man sich auf positive Gefühle als Grundlage verlassen darf.